

DIE FACKEL

Nr. 50

WIEN, MITTE AUGUST 1900

II. JAHR

DER KAISER

Aus Heinrich *Friedjungs*

»DER KAMPF UM DIE VORHERRSCHAFT IN DEUTSCHLAND 1859 — 1866«

»Es ist festzuhalten, daß die äußere und innere Politik Österreichs wesentlich von dem Monarchen und nicht, wie man oft annimmt, von seinen Rätegebern gelenkt wird. In den umfassenden Geschäften seines Lebens hat Kaiser Franz Josef bei allen, die mit ihm verkehrten, den Eindruck hervorgerufen, daß er jede ernste Frage überblickte auf Grund seiner schnellen Auffassung, wie des unermüdlichen Fleißes, mit welchem er sich den Staatsangelegenheiten widmet. Die umfassenden Kenntnisse des Kaisers von den Geschäften sind umso bemerkenswerter, als kein Monarch Europas eine gleiche Fülle entlegener Stoffe zu beherrschen hat. Denn sein Reich wird nicht nur von allen Wirren des Erdteils auf das empfindlichste berührt; er ist zugleich Beherrscher zahlreicher Nationen und Länder, welche über die Gestaltung des Staates nur zu sehr im Streite liegen; schier unübersehbar ist die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse. Stets aber erwies sich der Kaiser der Dinge kundig, in denen er eine Entscheidung zu treffen hatte. Es geschah nicht selten, daß ein Minister überrascht wurde durch die genaue Kenntnis der Akten, die der Kaiser mit überlegener Arbeitskraft beherrschte. — — —

Ein Gedächtnis von seltener Treue unterstützt den Kaiser in seiner Tätigkeit, es hält Personen und Tatsachen mit gleicher Schärfe fest. Man macht oft die Bemerkung, daß eine starke Aufnahmefähigkeit Schwanken hervorruft, die Kraft des Entschlusses hemmt. Denn bei jeder wichtigeren Entscheidung wird der Sinn durch ernste Gründe nach verschiedenen Seiten gelenkt. Österreich zumal ist ein so verwickelter Organismus, daß auch ein unerschrockener Wille nicht selten bei der Durchführung eines Vorsatzes stockt. Aus der Geschichte des italienischen Krieges und der nächsten Jahre geht deutlich hervor, wie der Kaiser widersprechenden Ratschlägen nicht selten gleichmäßig gerecht werden wollte. Napoléon III. urteilte deshalb, daß es dem Kaiser bei all seinen hervorragenden Eigenschaften an Energie fehle. Dabei legt der Kaiser Wert darauf, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen; nur in den parlamentarischen Geschäften des selbständig gewordenen Ungarn läßt er sich fast ausschließlich von seinen Ministern beraten. Daher in der ersten Hälfte seiner Regierung das Überraschende in vielen Maßregeln des Wiener Kabinetts; je nachdem der Einfluß eines Ministers überwog, änderte sich die Politik. Oft trennte sich der Kaiser von einem Würdenträger innerlich gerade in demselben Augenblick, in dem er seinen entscheidenden Rat befolgte. So bedeutete der Frankfurter Fürstentag den Höhepunkt und zugleich den begin-

nenden Verfall des Systems Schmerling. Ebenso wurde Beusts Entlassung beschlossen, als er gerade den Sturz des slawenfreundlichen Ministeriums Hohenwart durchgesetzt hatte; Graf Andrassy schied mit der Schließung des österreichisch—deutschen Bündnisses, seiner größten Tat, aus dem Amte. Niemals wollte sich der Kaiser die Leitung der Dinge entwinden lassen: er zog die Männer vor, welche Vollstrecker seines Willens waren. Mitunter wurde der jähe Wechsel von Männern und Systemen durch die Ungeduld über das langsame Reifen eines Planes hervorgerufen. Das überraschte dann diejenigen, die seiner Unterstützung sicher zu sein glaubten; nie waren sie der Stimmung am Hofe gewiß. Daraus erklärt sich vieles in der Vorgeschichte der Kriege von 1859 ¹ und 1866 ². Wer in Österreich wirken will, bedarf vieler Geduld, um nicht durch plötzliches Zugreifen die innere Politik noch mehr zu verwirren. Die Jahre nun sänftigten die Hast, welche den Herrscher früher oft weiter führte, als er beabsichtigte. Es war aber stets seine ernste Überzeugung, die den Wechsel der Politik herbeiführte; nie entstand ein Zweifel an der Lauterkeit der Absichten des Kaisers. Dabei wirkt ein Charakterzug mit, welcher die staatsmännische Auffassung des Kaisers entscheidend bestimmt; er besitzt ein lebendiges Gefühl für die Strömungen der Zeit, für die daraus hervorgehende Verschiebung der politischen Kräfte. In strengen monarchischen und katholischen Anschauungen erwachsen, lernte er ohne Vorurteil allgemach die liberalen und parlamentarischen Auffassungen kennen und würdigen. Das steigende Ansehen, das Österreich in der zweiten Hälfte seiner Regierung genießt, beruht zum guten Teile auf der persönlichen Achtung, welcher sich der Kaiser bei den Fürsten und Völkern erfreut. Ein gewissenhafter Ernst in der Erfüllung der Pflichten und eine milde, menschenfreundliche Gesinnung sind das Dauernde im Wechsel der Ereignisse seiner langen Regierung. Als dann die Reife des Alters und gewissenhafte Selbstzucht die Sprunghaftigkeit der Entschlüsse mäßigte, erhob sich seine Erscheinung zu einer der bedeutsamsten Regentengestalten der Zeit.«

Was hätte der Politiker diesen Ausführungen des Historikers etwa noch hinzuzufügen? Er wird sicherlich dem Urteil über die Bedeutsamkeit der Regentenerscheinung Franz Josefs I. beipflichten, wenn er erwägt, daß heute kein anderer Staat in gleicher Weise wie Österreich auf die Persönlichkeit des Herrschers zugeschnitten ist ³. Das ist das Ergebnis einer Entwicklung, die mit der letzten Wendung in der Geschichte der Monarchie, mit dem bosnischen Feldzuge, begann. Man muß begreifen, was nach 1859 und 1866 die Aussicht, ein Mehrer seines Reiches zu werden, für den Kaiser bedeutete, um zu verstehen, wie gründlich seine Abkehr von der deutschliberalen Partei war, die jenem Feldzug widerstrebte. Seither ist Österreichs innere Politik von persönlichen Vertrauensmännern des Kaisers nach dessen Willen gelenkt worden. Schuld daran, daß es nicht anders kam, trug die Unfähigkeit dieser Männer, die Vertrauen nicht mit Rat zu vergelten wussten. Taaffe, der bedeutendste unter ihnen, besaß noch die Gabe, durch Schaden klug zu werden; aber er fiel in dem Augenblick, als er's eben durch die Einbringung seiner Wahlreformvorlage bewiesen hatte. Dann haben zahlreiche erfolglose Ratgeber sich so rasch verbraucht, daß schließlich nichts übrig blieb, als Männer zu

1 Niederlage Österreichs gegen Frankreich, Abtretung der Lombardei

2 Der Deutsche Krieg, der mit einer Niederlage Österreichs nach der Schlacht bei Königgrätz endete

3 In einem seiner letzten Briefe, am 13. Juli, schrieb Wilhelm Liebknecht an den Herausgeber der 'Fackel': »Von dem Tohuwabohu der deutschen Politik habt selbst Ihr Österreicher keinen Begriff. Bei Euch hält wenigstens der Kaiser zusammen. Bei uns weiß niemand, wer Koch und Kellner ist.«

[KK]

Ministern zu ernennen, die gänzlich der verfassungsmäßigen Aufgabe entsagen, den Willen der Krone zu leiten, ja die eigene Schwäche an der Entschlußfähigkeit des Kaisers aufrichten wollen.

Wenn so die Würdigung der politischen Persönlichkeit Franz Josefs I. möglich ist, scheint es viel schwieriger, das menschliche Interesse an seinem Wesen zu befriedigen. Man kennt den Kaiser sehr wenig. Aber der Gesamteindruck, den man von ihm erhält, ist der, daß er den Typus eines vornehmen Menschen repräsentiert. Seine Gefühle, seine geistigen Interessen, die Teilnahme an Wissenschaft, Technik, Künsten, halten sich in den Grenzen des Schicklichen. Darüber hinaus zu besonderen Liebhabereien oder vollends zu einem Dilettantismus ist er niemals geschritten. Er hat die Empfindung des vollendeten Gentleman von der Notwendigkeit, zu all diesen Dingen eine Beziehung zu haben; aber er hat auch die vornehme Scheu davor, sich hier eigene Urteile zu bilden oder gar sie anderen aufzudrängen. So erscheint er in seinem Verhältnis zur geistigen Entwicklung seines Landes als das Muster des konstitutionellen Monarchen: er ist ihr ein freundlicher und aufmerksamer Begleiter und — im Gebiete seiner Kompetenz — ein Förderer.

*

Die geistige Entwicklung seiner Reichs—Haupt— und Residenzstadt wird er nicht nach der lärmenden und kindischen Huldigung beurteilen dürfen, die sie ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag bereitet hat. Diese Stadt, die ästhetischem Ergötzen an allen Enden Gelegenheit bietet, ist bei festlichen Anlässen noch jedesmal von ihrer Bevölkerung blamiert worden. Der 18. August¹ scheint regelmäßig in die Urlaubszeit unserer berühmten Dekorateur zu fallen, und auch diesmal mußte man — abgesehen von einigen Fassaden, die die Hilfsbereitschaft des elektrischen Lichtes in Anspruch nahmen — wieder den Eindruck gewinnen, daß die Wiener sich ihren Patriotismus beim nächstbesten Tapezierer bestellten und daß in Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen eine öffentliche Huldigung des Ungeschmacks zugleich mit einem Ausverkauf von Kerzen und Fahnen geplant war. Aber neben der Geschmacklosigkeit, die fünf Meter lang von der »Hütte des Bürgers« flatterte, konnte man aus manchem Fenster auch einen gehörigen Mangel an Takt ausgehängt sehen. Da es sich nämlich nur darum handelte, Fahnen auszustecken, so nahm man auch mit den blauweißen vorlieb, die noch seit einem Geburtstag der Kaiserin Elisabeth in mancher Dachkammer ruhten ... Ob sich all der Aufwand von Vaterlandsliebe lohnen wird? Auch beim Regierungsjubiläum haben manche, so da dekorierten, vergebens gehofft, einst selbst dekoriert zu werden. Wie oft schon sind sie enttäuscht worden! Jetzt ist der Kaiser siebzig Jahre alt, und sie warten noch immer vergebens. Nur wenige erreichen ihres Strebens Ziel, und selbst bei diesen Glücklichen hat man dann in der Regel den Eindruck, daß in der Druckerei der 'Wiener Zeitung' eine fatale Verwechslung von Ordensverleihung und Amnestie vor sich gegangen ist ... Reine Freuden erlebt an solchen Tagen nur die bürgerliche Presse. Ihr Freisinn legt ihr für die weitestgehende Speichelleckerei kein Hindernis in den Weg, und ihre Geschäftsklugheit weist sie an, sich für jede Glühlampe, die sie am Hause einer Aktiengesellschaft verzeichnet, ein Extrahonorar zu bedingen. Sie versichert uns, daß die Creditanstalt sich »in ein Lichtmeer verwandelt« habe, der Bankverein »in einem Meer von Licht erstrahlt« sei und Herr Taussig von einem Fenster der Bodencreditanstalt den ungewohnten Ruf nach »Mehr Licht« ausgestoßen habe. Sie verfehlt nicht, uns der Loyalität der Firmen Philipp Haas, Krupp, Rothberger und Thonet zu versichern, und um keinen Mißton im festlichen Jubel aufkommen zu lassen, konstatiert sie noch ei-

¹ Sein Geburtstag (18.08.1830)

ligst, daß auch das Blumenarrangement des Hauses Sigi Ernst, dessen Initialen bekanntlich wie ein Wahrzeichen von Wien durch die nächtliche Kärntnerstraße flammen, »ebenso originell wie geschmackvoll« gewesen sei. Diesmal kamen die Reporter entschieden besser heraus, wenn sie sich nicht per Zeile, sondern per Glühlampe bezahlen ließen.

* * *

Der Spruch eines militärischen Ehrenrates, durch den der Hauptmann des Generalstabes Josef Graf *Ledochowski* seiner Charge für verlustig erklärt wurde, fordert die öffentliche Besprechung heraus, weil er nicht standeswidriges Verhalten in einem konkreten Falle, sondern eine Überzeugung — die *private* Kundgebung einer Überzeugung — als unvereinbar mit der Standesehre bestraft hat. Graf Ledochowski darf dem Offizierskorps nicht mehr angehören, weil er zu dem Bekenntnis eines Kameraden, es sei gegen das Gewissen eines katholischen Christen, sich zu duellieren, stumm genickt hat. Ein Offizier aber, so sagt das Urteil der Geschworenen aus dem Offiziersstand, hat die Pflicht, sich zu duellieren. Natürlich, muß man hinzufügen, nur dann, wenn er einen satisfaktionsfähigen Mann beleidigt oder wenn sein Betragen ihm eine Beleidigung seitens eines solchen zugezogen hat. Aber sollte der Hauptmann Graf Ledochowski das nicht gewußt haben, mußte ihm nicht klar sein, daß er kassiert würde, wenn er in die Lage käme, sich zu duellieren, dann aber seinem Gewissen folgte und das Duell verweigerte? Meine Aufmerksamkeit blieb, als ich die Berichte über die Affäre Tacoli—Ledochowski las, an einem Sätzchen in dem Bescheide haften, mit dem der Generalstabshauptmann die Anfrage seines Kameraden, wie er sich verhalten solle, erwidert hat: »Ich würde niemals in diese Lage kommen!« In diesem Sätzchen, dünkt mich, ist die Antwort auf die Frage gegeben, ob die Überzeugung des Grafen Ledochowski die Standesehre verletzt. Ihn hat diese Überzeugung zu dem Entschluß geführt — und jeder Offizier, der sie teilt, muß dahin gelangen —, durch die höchste Korrektheit des Benehmens alles zu vermeiden, was ihn vor eine konkrete Entscheidung über die Duellfrage stellen könnte. Und ich wüßte kein besseres Mittel als des Grafen Ledochowski Überzeugung, um den Offizier zum Gentleman zu erziehen.

Aber die Begriffe Gentleman und Offizier scheinen sich bei uns weniger zu decken, als man's in anderen Ländern gewohnt ist. So muß man wohl nach der Strenge vermuten, mit der in Armeekreisen der Fall Ledochowski, und nach der Milde, mit der dort die Affäre des Rittmeisters Baron *Erlanger* beurteilt wird. Herr Erlanger hat bekanntlich ein sieches Bäuerlein, das sein Kornfeld gegen die Reiterkünste des Rittmeisters schützen wollte, niedergesäbelt und ist von einem Redakteur, den er wegen einer Kritik dieses Vorfalls gefordert hatte, im Duell »abgeführt« worden. Herr Erlanger hat nach der Auffassung der Armee die Schuld, die er durch Mißhandlung eines Wehrlosen beging, dadurch gesühnt, daß er von einem Wehrhaften gezüchtigt wurde. Uns andere Menschen will es freilich bedünken, daß, wenn mit dem Säbel überhaupt etwas bewiesen werden kann, Herr Erlanger bloß bewiesen hat, daß er seinen Säbel gegen jene zu führen versteht, gegen die der Offizier prinzipiell die Waffe nicht zu gebrauchen hat, gegen Widerstandsunfähige. Oder kommt es gar nicht darauf an, wie man die Waffe führt, sondern nur darauf, daß man sie zieht? Es gewährte mir einige Genugtuung, einzelnen Äußerungen aus Offizierskreisen entnehmen zu können, daß man auch dort gegen Herrn Erlangers Verhalten manche Einwendungen zu erheben hat; umso weniger vermag ich zu begreifen, warum diese Einwendungen nicht energisch geltend ge-

macht werden. Daß der Rittmeister Erlanger ein Sohn des Bankiers Victor v. Erlanger, Ehrenbürgers aus Uhls Zeiten ist, ein Neffe von Erlanger & Söhne in Frankfurt, mochte ihm Schonung von seiten der liberalen Presse sichern, die zuerst (siehe 'Fremdenblatt' und 'Neues Wiener Tagblatt' vom 22. Juli) seinen Namen verschwie, als ob er nicht ein Kavallerist wäre, der ein Kornfeld besucht hat, sondern ein Hofschauspieler, der den Concordiaball nicht besucht hat. Aber daß die liberale Presse in Herrn Erlanger einen von ihren Leuten sieht, konnte ihm doch in der Armee nicht sonderlich nützen. Und auch seine Verschwägerung mit hohen Aristokraten kann die Milde kaum erklären, die doch dem Grafen Ledochowski versagt blieb. Eines nur ist aus einer Vergleichung beider Fälle zu ersehen: Wie sehr der Einfluß des Klerikalismus in Österreich übertrieben wird. Mindestens werden unsere Schmöcke dem so beliebten »Bündnis zwischen Säbel und Weihwedel« eine Zeitlang abschwören müssen. Ob aber die Armee gewinnt, wenn sie für die Zustimmung des 'Vaterland' die von 'Neuem Wiener Tagblatt' und 'Neuer Freier Presse' eintauscht, ist höchst zweifelhaft.

* * *

Als um Mitte Juni die Scharen jüdischer Paupers und Militärflüchtlinge aus Rumänien nach dem Westen zu ziehen begannen, geriet die Bevölkerung aller zivilisierten Länder in Unruhe. Einmütig forderte die Presse in England, Kanada, Argentinien die Regierungen auf, zur Abwehr solchen Zuzugs wirksame Maßregeln zu ergreifen; und die diplomatischen Vertretungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden beauftragt, die Bestimmungen, die die Landung derartiger Auswanderer an den nordamerikanischen Küsten verbieten, in den osteuropäischen Blättern neuerlich zu publizieren. erinnerte man sich doch allenthalben und zumeist in England, dem Land des freien Asyls, der verderblichen Wirkungen, die sich vor einigen Jahren aus der Zulassung der russisch—jüdischen Emigranten ergeben haben. Der englische Arbeiter forderte Schutz gegen eine neue Bedrohung seiner wirtschaftlichen Lage, und den Hütern des moralischen Standard des englischen Volkes klangen die Worte im Ohr, die wenige Monate, nachdem die russischen Juden im Osten Londons sesshaft geworden waren, ein hervorragender englischer Richter in öffentlicher Sitzung zu sprechen sich bemüßigt sah: daß Verbrechen, die England seit Jahrzehnten fremd geworden seien, sich gegenwärtig auf der Tagesordnung des Gerichtshofs befänden ¹.

Unmittelbarer als die Seestaaten war Österreich durch die Auswanderung aus Rumänien bedroht, und uns Westösterreichern, die durch den galizischen Pauperismus so viel zu leiden haben, mußte es doch klar sein, daß fremde Paupers im Reiche keine Aufnahme finden dürfen ². Einmütig, hätte man erwarten sollen, würde also unsere Presse verlangen, daß man die rumänischen Juden die Grenze nicht überschreiten lasse, sie wiesen denn zuvor nach, daß sie die Monarchie ohne Aufenthalt passieren werden. Aber wer von unserer liberalen Presse solches erwartet hat, hatte vergessen, daß Schmocks

1 Wie im Deutschland von 2013 / 2014. Nur werden zugewanderte Kriminelle hier **begrüßt**. Seit Jahrzehnten nicht fremd, sondern hier noch nie verübt sind anlaßloses Ermorden durch Kopftreten, die fälschlich »Ehrenmord« genannten Totschläge und Morde von Apostaten und Islamgegnern.

2 Wie kann man nur armen Menschen den Zutritt in ein reiches Land verwehren! Der Herausgeber ist entsetzt und verurteilt diese rassistische, nationalistische, fremdenfeindliche, menschenverachtende und inhumane Einstellung. KK sollte sich ein Beispiel an Deutschland nehmen. Wir beschützen und ernähren allein mit Hartz-IV 1,2 Millionen Ausländer. Die Zahl der Sozialhilfeempfänger ist unbekannt, da sie die Statistik—Computer sprengte.

Nachkommen nicht nur die Gesinnungslosigkeit und Unbildung, sondern auch die Sentimentalität des Ahnherrn eignet. Immer wieder bestimmt ihr warmes Gefühl ihr Urteil über die Ereignisse ¹. Als im letzten Winter hunderttausend österreichische Kohlengräber heroisch litten, welche Unsummen haben sich's da die Unternehmer kosten lassen müssen, um die liberale Presse zu bestimmen, daß sie ihr Gefühl schweigen heiße und nüchtern die wirtschaftlichen Folgen erwäge, die sich aus der Gewährung der Forderungen der Streikenden ergeben würden, Angesichts der Leiden der rumänischen Auswanderer aber war Schmock nicht zu halten: hier war nicht nur sein Menschenherz verletzt; sein jüdisches Gewissen bäumte sich auf, und die rumänische Regierung hatte es zu büßen, daß sie ihm nicht rechtzeitig goldene Zügel angelegt hatte. Die Pinsel, die Leitartikel und 'Economist' schreiben, malten Grau in Grau Rumäniens politische und finanzielle Lage, der lokale Teil wiederhallte von Seufzern und Stöhnen über das klägliche Schauspiel, das die Lager der Auswanderer boten, und die Kritiker drohten mit Repressalien an den Dichtungen der Königin von Rumänien. Der strafende Satiriker Julius Bauer stieß mit seinen platten Versfüßen nach der fürstlichen Dichterin, die er wie alte Hofschauspieler bisher »über ihre Kräfte gelobt« hatte. Carmen Sylva aber begann für das Schicksal ihres nächsten Werkes zu zittern.

Spät genug erinnerte sich die Österreichische Regierung ihrer Pflicht und traf Anstalten, die rumänischen Einwanderer von Wien abzuschaffen. Schon wollte die liberale Presse diese Maßnahmen als Ausfluß antisemitischer Gesinnung rügen, als sie rechtzeitig erfuhr, daß erst die Energie, mit der die liberale ungarische Regierung gegen die rumänischen Juden vorging, der unseren Mut gemacht hatte. Da hieß es schweigen. Und auch die letzten Empörungsrufe verstummten, als fast zur selben Zeit eine Ministerkrise in Rumänien Herrn Carp zur Regierung brachte, der, wohlvertraut mit westeuropäischen Sitten, den Weg zur 'Neuen Freien Presse' zu finden und sie so völlig umzustimmen wußte, daß argwöhnische Menschen durch den Reklameartikel, den das Blatt dem neuen Minister widmete, und durch den Eifer, mit dem es seither Rumäniens Interessen in dem Konflikt mit Bulgarien vertreten hat, auf den Gedanken gebracht wurden, Herr Carp müsse wohl seine reformatorische Tätigkeit mit einer Erhöhung des Dispositionsfonds begonnen haben.

Ganz erfolglos ist aber die Kampagne für die rumänischen Juden doch nicht geblieben. Die 'Neue Freie Presse' hat eine Sammlung für sie eröffnet, und unser gebildetes Bürgertum, das bekanntlich den Leserkreis des Blattes bildet, ist ihrem Rufe gefolgt: Gegen 16.000 Kronen sind durch Vermittlung der 'Neuen Freien Presse' bisher den rumänischen Juden zugeflossen, und täglich langen neue Spenden ein.

Unser »gebildetes Bürgertum« macht neuestens erfreuliche Fortschritte im selbständigen Denken. Ehedem hat es wahllos den Winken der 'Neuen Freien' Presse' gehorcht. Was sie verfocht, hat es zu seiner Sache gemacht. Wie anders heute! Ja, wenn es sich um Dreyfus oder um rumänische Juden handelt, glaubt man der 'Neuen Freien Presse' noch. In auswärtigen Dingen gilt sie als wohlinformiert. Wenn sie aber von österreichischen Angelegenheiten spricht, findet sie überall taube Ohren.

Da hatte kürzlich Herr Dr. Herzl einen seltsamen Einfall. Der zukünftige Bewohner der Luftschlösser von Zion (erbaut vom Architekten Marmorek) war beim Nachsinnen über die kürzeste Route, auf der sie zu erreichen wären, zum Problem des lenkbaren Luftschiffs gelangt und vernahm, es gebe hier in Wien einen genialen Erfinder namens Kress, dem zur Ausführung eines Luftfahrzeugs, in dem Österreichs hervorragendste Theoretiker und Praktiker

1 Heute nennt man diese nützlichen Idioten Gutmenschen.

die beste bisherige Lösung des Problems erblicken, die Bagatelle von 20.000 Kronen fehlt. Soll Kress das Schicksal des Erfinders der Schiffsschraube und anderer österreichischer Erfinder teilen? Der künftige König von Zion erinnerte sich, daß er bis auf Weiteres noch österreichischer Patriot ist, und beschloß von der Macht, die das führende Blatt unseres gebildeten Bürgertums ausübt, zu Kress' Gunsten Gebrauch zu machen. Ein Sonntags—Feuilleton erzählte den Lesern, die eben gehört hatten, daß Deutschland der trügerischen Hoffnung des Grafen Zeppelin eine Million Mark geopfert habe, wie in Österreich inzwischen das Modell eines Drachenfliegers konstruiert worden sei, der das Luftschiff der Zukunft sein werde, und wie hier die Aussicht winke, daß eine der größten Kulturtaten von einem Österreicher vollbracht werde — wenn er nur noch 20.000 Kronen erhalte. Es brauchte also nichts weiter, als daß jeder Abonnent der 'Neuen Freien Presse' eine halbe Krone hergebe ...

In ihrem Morgenblatt vom 7. August hat die 'Neue Freie Presse' das vorletzte Verzeichnis der Spenden veröffentlicht, die ihr für die rumänischen Juden übergeben wurden. Es füllt dreiviertel Spalten. Darunter werden in vier Zeilen die Beiträge veröffentlicht, die der Administration für den Fonds zur Inbetriebsetzung des Kress'schen Luftschiffes zugekommen sind. Für die rumänischen Auswanderer hat die 'Neue Freie Presse' 14.143 Kronen 56 Heller, für Kress 273 Kronen gesammelt. Am 15. August folgte ein weiterer Ausweis der Spenden, die in einer Woche, vom 7. bis 14. für die rumänischen Juden eingeflossen waren: 942 Kronen 94 Heller. Ein neuer Ausweis von Beiträgen für den Fonds zur Inbetriebsetzung des Kress'schen Luftschiffes wird bis auf weiteres nicht veröffentlicht werden. Herr Kress drängt ja nicht. Das gebildete Bürgertum von Wien hat ihm 273 Kronen zur Verfügung gestellt. Es ist also zu hoffen, daß auch die restlichen 19.727 Kronen noch aufzubringen sein werden.

* * *

Vor wenigen Tagen ist Karl *Saria* beim Wiener Landesgericht wegen Ausspähung, wegen des Verrates militärischer Geheimnisse verurteilt worden. Welche diese Geheimnisse waren, auf welche Art Saria in ihren Besitz gelangen konnte, war unbekannt. Die Kriegsverwaltung konnte nicht angeben, daß irgendwelche geheimen Akten aus militärischen Büros abhanden gekommen wären. Nur eines stand fest: Saria hatte von zwei fremden Mächten Geld bezogen. Er gab an, er habe ihnen wertlose Mitteilungen dafür angehängt. Aber diese Verantwortung erschien dem Gericht unglaublich. Es wollte nicht annehmen, daß die fremden Generalstäbe sich hätten täuschen lassen, und erkannte den Angeklagten schuldig, wenn es auch zugestand, daß ein direkter Schuldbeweis nicht erbracht, daß keine bestimmte Tatsache erwiesen sei, die das Verbrechen des Landesverrates bildet.

Unsere liberalen Journalisten sind durch die mehrjährige Dreyfus—Kampagne bekanntlich Spezialisten im Spionageprozeßwesen geworden, und hier bot sich ihnen ein Fall, an dem sie ihre Theorien weit klarer auseinandersetzen konnten als bei der »Affäre«. Denn im Falle Dreyfus waren die bestimmten Tatsachen, die hier fehlten, erwiesen: Der Generalstab gab genau an, welche Schriftstücke entwendet worden seien, und erklärte, Dreyfus habe im ausschließlichen Gelegenheitsverhältnis gestanden. Und wenn auch ein Geständnis vom Angeklagten in der Hauptverhandlung nicht abgegeben wurde, so lag doch die eidliche Aussage eines Offiziers vor, daß Dreyfus ihm ein Geständnis bedingungsweise abgelegt habe. Wenn also hier die liberalen Zeitungen den

Schuldspruch für ungerecht erachteten, was mußten sie erst zu der Verurteilung des Saria sagen!

Sie haben geschwiegen, alle — bis auf *eine*: Und diese eine war die 'Neue Freie Presse'. Zweimal habe ich ihr seit den Tagen von Rennes vorgeworfen, daß sie ähnliche Vorgänge in Österreich verschweige. So faßte sie denn Mut und — erzählte, was ich hier entwickelt habe und was leicht zu entwickeln war, weil der *Staatsanwalt* den Sachverhalt in seiner Rede völlig klargelegt hatte. Und was folgte? Ein klägliches Stammeln darüber, zu welchen Konsequenzen es führen müßte, wenn ein solches Prozeßverfahren zur Regel würde, wenn etwa eine Verurteilung wegen Mordes erfolgen könnte, ohne daß festgestellt wäre, ob überhaupt eine Person getötet worden sei. Nichts weiter; nicht etwa die Erklärung, Saria hätte freigesprochen werden müssen oder Saria, der die Nichtigkeitsbeschwerde angemeldet hat, müsse noch freigesprochen werden. Im Gegenteil: die 'Neue Freie Presse' erklärt, das öffentliche Gewissen wäre ganz beruhigt, wenn Saria wegen des *Betruges* verurteilt würde, den er ja nach seinem eigenen Geständnis an den fremden Mächten begangen habe, indem er ihnen wertloses Material lieferte. In ihrem Eifer, nur ja den Schein zu vermeiden, als wollte sie die Freilassung Saria's verlangen, vergißt also die 'Neue Freie Presse' ganz, daß mit dem Geständnis des Angeklagten der Betrug noch keineswegs erwiesen ist, daß sie vielmehr dem Gericht mit ihrem Rate eine weit ärgere Justiz zumutet, als die sie ihm verargt. Denn um das Beispiel vom Mord, das die 'Neue Freie Presse' selbst gebraucht hat, auch hier anzuwenden: darf ein Mann wegen Mordes verurteilt werden lediglich auf seine Angabe hin, daß er jemanden ermordet habe? Wie denn, wenn der Geständige kein Mörder, sondern ein Narr wäre?

Die 'Neue Freie Presse' hat sich recht unglücklich aus der Affäre Saria gezogen, weil sie eben noch zu tief in der Affäre Dreyfus steckt. Jenen aber, die's nicht selbst begriffen haben, muß man klarmachen, daß die Befürchtung der 'Neuen Freien Presse', ein Verfahren, wie das im Spionageprozeß geübte, könnte auf anderen Gebieten Anwendung finden, töricht ist. Denn dieses Verfahren ist durch die eigenste Natur des Spionageprozesses bedingt, in dem positive, direkte Beweise nicht erbracht werden können, weil diese sich in den Händen des Gegners, des auswärtigen Generalstabs, befinden. Das hat Wilhelm Liebknecht mit unübertrefflicher Klarheit in seinen Artikeln über die Dreyfus—Affäre in der 'Fackel' ¹ auseinandergesetzt. Wer in der 'Neuen Freien Presse' den Leitartikel über Saria am Samstag, dem 11. August schrieb, hätte gut daran getan, zuvor Liebknechts Artikel nochmals zu lesen.

Diese Artikel haben ja auch auf die Mitarbeiter der 'Neuen Freien Presse' ihren Eindruck nicht verfehlt. Bis über den Tod hinaus haben sie es Liebknecht nachgetragen, daß er die Legende, nur Schurken und Antisemiten könnten die Dreyfus—Kampagne mißbilligen, zerstört hat. Im Abendblatt der 'Neuen Freien Presse' vom Montag, 13. August, ward darum einem Herrn P. G., der seinerzeit Pariser Korrespondent einer deutschen Zeitung war und zu den Hauptstreitern der Dreyfus—Kampagne gehört hat, die Rache übertragen, — auf die Gefahr hin, daß von der Existenz der 'Fackel' wenigstens indirekt Notiz genommen werden müßte. Herr P. G., der jetzt in Berlin lebt, hat auch nach seiner Entfernung von Paris die Dreyfus—Affäre noch nicht begriffen; warum er, als er in Paris lebte, die Dinge in Frankreich nicht verstand, kann man in Nr. 17 der 'Fackel' in dem Artikel »Die Leopoldstadt in Paris« nachlesen, der das Leben dieser Herren Korrespondenten schildert. Ebenso wenig aber ist er imstande, Liebknechts Standpunkt zu begreifen. Es habe undenkbar geschienen, meint er, daß Liebknecht »auf einer anderen Seite zu

1 Hefte 18, 19, 21, 42 & 44

finden sein könnte, als auf der des unschuldig Verurteilten«. Herr P. G. versteht nicht, daß Liebknecht, wenn er Dreyfus für unschuldig verurteilt gehalten hätte, sicherlich auf seiner Seite gewesen wäre. Er macht also Liebknecht den Vorwurf, daß er mit den Generalen und gegen die Dreyfus—Partei gegangen sei und daß die französischen Nationalisten »sich der Artikel des deutschen Sozialistenführers als Waffen bedienen konnten«. Aber Liebknecht ist niemals mit den Generalen gegangen. Er hat eine Rechtsfrage als Rechtsfrage, nicht als Parteifrage, betrachtet, hat sie dahin beantwortet, daß er Dreyfus für schuldig halte, und hat dagegen gekämpft, daß die Schmöcke aller Länder sich zu einer Dreyfus—Partei vereinigten und durch ihre hirnlose Taktik den Antisemitismus, wo er unbekannt war, entfachen, wo er bestand, verstärken halfen.

* * *

Von dem Verteidiger Ziethens erhalte ich die folgende Zuschrift:

» ... Gerade als ich am 7. d. M. einen Aufsatz über die Sache Ziethen beendigte, traf mich die schmerzliche Kunde, daß der Mund des selbstlosen und beredten Vorkämpfers für Ziethen sich für ewig geschlossen, daß seiner Hand die unermüdlich wirkende Feder für immer entsunken sei. Die Feder, die gerade jetzt den Fall Ziethen in der 'Fackel' erörtern sollte! Da wollte der prächtige Alte gehörig vom Leder ziehen, da wollte er die Peitsche auf das schreiende Unrecht niederknallen lassen, das formalistische Engherzigkeit und dürre Aktenstubendialektik fortgesetzt verüben; da wollte er wuchtig den deutschen Manneseelen heimleuchten, die ob der Affäre des Franzosen Dreyfus wie Klageweiber greinten, die Sache des deutschen Barbiers Ziethen aber in den Winkeln ihrer Zeitungen abtun. Und auf die Rednertribüne der Volksversammlungen wollte Liebknecht für Ziethen wieder steigen, um mit der Macht seines Wortes, mit dem ewigen Jugendfeuer seines Temperaments von den trockenen Formaljuristen und Beschwichtigungshofräten an das lebendige Rechtsbewußtsein und Rechtsgefühl des Volkes zu appellieren.

Das alles hatte Liebknecht vor ¹. Die Art, wie das Landgericht Elberfeld und das Oberlandesgericht Köln den auch von mir gestellten Antrag auf ein Wiederaufnahmeverfahren ablehnend beantworteten, hatte ihn vollends in Harnisch gebracht. Bei seinen Begriffen von der Hoheit und Heiligkeit des Rechtes empfand er es als einen Faustschlag, daß die mit neuen Tatsachen und neuen Beweismitteln bekanntgemachten Gerichte sich wieder auf ihre bisherige Motivierung zurückzogen und, fern der Psychologie des wirklichen Lebens, die neuen Momente in die alte Formel zwängten. Der Schlag brannte ihn und er lechzte nach einem Waffengang mit jenen, die auf kurulischer Höhe die tausendstimmigen Rufe nach Aufhellung nicht hören mögen.

Nun hat der Tod den Wahrheitsucher gefällt; Liebknecht, der schier ewig Junge, hat uns Mitstreiter in diesem Kampf ums Recht allein gelassen. Aber die Waffen, die er für den schweren Weg geschmiedet und geschliffen, sind uns geblieben — sie werden furchtlos weiter geführt werden! An seinem frischen Grabe wird gelobt, fortzuarbeiten, wie und wo es nur möglich, um dem nun-

1 Wilhelm Liebknecht verstarb am 07.08.1900.

mehr 16 Jahre als Mörder seiner Ehefrau im Zuchthaus gehaltenen Ziethen die Freiheit und Ehre wiederzuerobern und damit einen der trübsten Justizirrtümer in deutschen Landen zu sühnen!

...

Berlin, 13. August.

Vitor Fraenkl,
Rechtsanwalt.



»Goethe—Bund«

In einer ganz versteckten Ecke der Berliner 'National—Zeitung' wird die folgende Erklärung veröffentlicht:

Meinen Freunden erlaube ich mir mitzuteilen, daß ich dem »Goethe—Bunde« von seinen ersten Anfängen an fremd gewesen bin.

Berlin, 6. August 1900.

Hermann Grimm.

Wer Hermann Grimm ist, wissen gewiß auch die Verehrer der Herren Sudermann, Engelhorn und der anderen Freiheitskämpfer, denen es vor nicht allzulanger Zeit beliebt hat, Goethe mit einem Leitartikler der 'Vossischen' zu verwechseln. Daß Hermann Grimm dem Schutzherrn des seltsamen Bundes immerhin so nahe steht wie Hermann Sudermann, werden selbst jene nicht leugnen können, die durch die Paragrafe der lex Heinze die heiligsten Güter Europas gefährdet glaubten. Es mag sie stutzig machen, daß Grimm Wert darauf legt, dem Goethe—Bund von allem Anfang an und nicht erst, seit er der Sittenpolizei seine Dienste angetragen, fernzustehen. Die Wiener liberalen Blätter haben von dieser Absage natürlich keine Notiz genommen.

* * *

Gymnasium

In einer Korrespondenz wird mir ein Bild von den Zuständen an den mährischen Gymnasien entworfen, das sicherlich auch in den anderen Kronländern einem intimeren Verständnis begegnen dürfte. Die Züchtung des Denunziantentums scheint mir nicht bloß das Lehrziel des k. k. II. deutschen Gymnasiums in Brünn, die dortselbst geübte Pädagogik vielmehr für das heutige Mittelschulwesen Österreichs typisch zu sein. Gerade darum halte ich es für notwendig, einigen Bemerkungen des Einsenders Raum zu geben. Ein vergessenes Heft, ein Tintenfleck, ein unzeitgemäßes Lachen, irgend ein kindlicher Scherz eines 11jährigen Knaben, das alles seien Verbrechen, die mit den strengsten Strafen geahndet werden. So hatte sich einmal ein Schüler des Untergymnasiums den Scherz erlaubt, seinem Mitschüler den Hut zu verstecken. Dies Verbrechen wurde mit Ausschließung bestraft. Den Bestrafungen gehen gewöhnlich sogenannte »Untersuchungen« voraus. Diese Untersuchungen führen meistens zum gewünschten Resultat. Am k. k. II. deutschen Gymnasium in Brünn ist dafür vorgesorgt, daß ja nichts verborgen und ungeahndet bleibt. Derjenige Schüler, der Vergehen, Späße, *Gespräche* seiner Mitschüler höhern Orts heimlich anzeigt, sichert sich das »Wohlwollen« des Direktors

und der Professoren. Sollte aber wider Erwarten eine Untersuchung erfolglos verlaufen, so kommen die Herren auch nicht in Verlegenheit. Sie scheuen sich nicht, die verwerflichsten Mittel anzuwenden, um den Schuldtragenden herauszufinden. Dies mögen die folgenden Fälle zeigen, die sich tatsächlich ereignet haben. Vor Jahren wurde an einem mährischen Gymnasium eine Untersuchung wegen eines Sittlichkeitsdeliktes eingeleitet, doch ohne gewünschten Erfolg. Da ließ nun der Direktor einen Schüler zu sich kommen, gab ihm das *Ehrenwort*, daß er von seiner Aussage nie Gebrauch machen werde. Auf diese Versicherung hin legte der Schüler ein umfassendes Geständnis ab. *Hinterm Ofenschirm hatte sich ein Professor verborgen gehalten, der dann das Geständnis zur Anzeige brachte.* An derselben Anstalt wurde einst ein Quartaner wegen eines anonymen Schreibens vom Direktor verhört. Der Schüler leugnete. Doch der Direktor ließ sich nicht beirren; er brachte zwei Kerzen, zündete sie an und forderte den Schüler, der als sehr fromm galt, auf, seine Aussage zu beschwören. Dadurch eingeschüchtert, gestand der Schüler. In Brünn galt es, einem »Kriminalverbrechen« auf die Spur zu kommen. Der Direktor bescheidet einen Schüler zu sich, der im ersten Semester durchgefallen ist, erinnert ihn daran, daß er Gefahr laufe, ein Jahr zu verlieren; wann ihm nun daran gelegen sei, »das Jahr zu retten«, so möge er alles verraten, was er über das Treiben seines Mitschülers N. wisse. Doch die väterlichen Ermahnungen blieben fruchtlos. Der Direktor berief nun den Vater zu sich, in dessen Gegenwart er dem Schüler in folgender Weise zusetzte: »*Sehen Sie da Ihren alten, kränklichen Vater, dem Sie, undankbarer Sohn, so viel Kummer bereiten. Sagen Sie nun aus, verraten Sie, was Sie wissen. Ihr Vater soll Ihnen mehr gelten als Ihre Mitschüler. Sehen Sie, der Herr Vater ist einer Ohnmacht nahe. Denken Sie an Ihre Mutter im Grabe!*« Kein Wunder also, wenn der Knabe, um dieser widrigen Szene ein Ende zu machen, als der Klügere nachgab und dem Wunsche des Herrn Direktors entsprach. Auch sonst sucht man bei Untersuchungen die Schüler durch allerlei Drohungen zur Aussage zu bewegen, wie etwa: »Sie, A. Sie weigern sich also auszusagen — gut! Ihre Schulgeldbefreiung können Sie nun suchen. — Sie, B. haben es durchaus nicht notwendig, mit Ihren Mitschülern zu halten. Sie sind ein *schwächerer* Schüler, der nur der Nachsicht seiner Professoren es zu verdanken hat, daß er im ersten Semester durchgekommen ist. Jetzt haben Sie jede Nachsicht durch ihre Halsstarrigkeit verwirkt!« Ja, es wurde einem Schüler, der sich weigerte, seinen Kameraden zu verraten, wegen »offenkundiger Renitenz« eine konferenzielle Rüge erteilt ...

* * *

In Nr. 37 der 'Fackel' waren in einem Resümee über den Spitalprozeß Stellbogen, dessen Leiter der Landesgerichts—Vizepräsident Dr. Feigl war, die folgenden Bemerkungen enthalten:

»Unser Publikum beschäftigt sich zu selten, unsere Presse niemals mit der Führung unsrer Strafprozesse, während doch der Wert der Öffentlichkeit des Prozesses zumeist darin liegt, daß sie die Kritik herausfordert. Diese Kritik hat denn wiederholt Gelegenheit gehabt — und nicht am seltensten bei Prozessen, in denen der Leiter des Prozesses gegen Stellbogen fungierte — zu bemerken, wie übel die Vorsitzenden die große Macht, die unser Prozeßverfahren ihnen einräumt, gebrauchen. Wenn diesmal der Vorsitzende, ehe noch Stellbogens Broschüre verlesen war, sie für einen Fünfkreuzerroman erklärte, so ist es zu bedauern, daß nicht so-

gleich auf das schärfste protestiert wurde. Und mit welcher Geiztheit, mit wie sichtlichem Bestreben, die Verurteilung des Angeklagten durchzusetzen, wurden dann Zeugen und Verteidiger behandelt! Themis schien statt des Schwertes einen Dreschflegel in der Hand zu halten. Und sie schlug kräftig drauf los, wenn auch mit besserem Eifer als Takt.«

Am 8. August fand vor einem Erkenntnisenate unter dem Vorsitz des Landesgerichts—Vizepräsidenten Dr. Feigl die Verhandlung gegen den tschechischen Politiker Dr. Karl Zivny statt, der nach einer Versammlungsrede wegen Majestätsbeleidigung angeklagt worden war und zu sechs Monaten schweren Kerkers verurteilt wurde. Einem Gerichtssaalberichte über das Verhör des Angeklagten entnehme ich die folgenden Dialogstellen:

Vors.: Sie sind Advokatur—Konzipient. *Warum haben Sie sich nicht mit der advokatorischen Tätigkeit begnügt, sondern sind in Vereinen als Redner aufgetreten? — — — Welches politische Ziel verfolgen Sie?*

Angekl.: Es ist mir seit vielen Jahren klar, daß die Slawen in der Monarchie die gleiche Stellung wie die übrigen Nationen einnehmen sollten.

Vors.: *Ob dies nicht ohnedies der Fall ist, darüber hat das Gericht nicht zu entscheiden.*

Vors.: Wie sind Sie in Ihrer Rede auf jene Äußerungen gekommen, welche Gegenstand der Anklage sind?

Angekl.: Ich habe davor gewarnt, daß wir uns der pangermanistischen Strömung und der Politik des deutschen Kaisers anschließen.

Vors.: *Auf Ihren Schultern würde ja die Verantwortung dafür nur in geringem Maße lasten.*

* * *

Herr *Wilhelm Exner* hat also endlich seine Professur an der Hochschule für Bodenkultur niedergelegt. Die Wissenschaft wird ihm ein gutes Andenken bewahren. Namentlich der berühmte Vortrag wird unvergessen bleiben, in dem Herr Exner die staunenden Zuhörer einst lehrte, daß ein Mann, dessen Gewicht 100 Kilogramm ist, wenn er einen Kilometer weit geht, 100.000 Kilogramm Arbeit leistet. Wer weiß, welche wissenschaftlichen Entdeckungen Wilhelm Exner noch gemacht hätte, wenn nicht andere Geschäfte ihn allzu früh der Wissenschaft entzogen hätten. Dies ist aber bei seinem Abgang der einzig tröstliche Gedanke, daß er mit um so größerem Eifer sich nunmehr diesen anderen Geschäften wird hingeben können. Ich habe sie in der 29. Nummer der 'Fackel' aufgezählt: Herr Exner bleibt Direktor des technologischen Gewerbemuseums (10.000 fl. Gehalt, freie Wohnung, Beheizung und Beleuchtung), er bleibt Fachschulinspektor des Kultusministeriums, Sektionschef und einstweilen auch noch Generalkommissar der österreichischen Ausstellung in Paris (Bezüge 100.000 Francs). Ist es *da* nicht begreiflich, daß jene, die's mit Exner gut meinen, der Befürchtung nicht wehren können, der Mann werde den Lasten, die er noch weiter tragen will, auf die Dauer nicht gewachsen sein? Ein Wink mit dem Zaunpfahl, glaube ich, war es, daß die 'Neue Freie Presse' der irrigen Nachricht Aufnahme gewährte, Exner habe auch den Posten des Direktors am technologischen Gewerbemuseum niedergelegt. Das Dementi erfolgte alsbald. Es ist auch grausam, Herrn Exner zuzumuten, daß er

sich von einer Anstalt trenne, die er so sehr liebt, daß er ihr (im Katalog der Weltausstellung) den Rang einer Hochschule verschafft hat. Aber allzulang wird der Bund zwischen Herrn Exner und dem technologischen Gewerbemuseum — er ist illegitim, denn die Fachleute haben sich hartnäckig geweigert, ihn einzusegnen — ja doch nicht mehr dauern können. Wenn Herr Exner, dessen neuer Ruhestand als Professor durch so viele Anforderungen an seine Tätigkeit gestört wird, sich entschliesse, nach Beendigung der Weltausstellung sich wirklich Ruhe zu gönnen, niemand könnte es ihm verargen. Und wie gut ließe sich's auf den Lorbeeren ruhen, die er sich in Paris geholt hat! Wenn Herr Servaes am 18. August den Lesern der 'Neuen Freien Presse' erzählte, daß dort die Gesamtleitung der Installation »in den erfahrenen Händen des Generalkommissars Sektionschefs Exner so segensreich zusammenlief«, so ist das allerdings eine Übertreibung, die sich nur aus dem Wunsche der 'Neuen Freien Presse' erklärt, Herrn Exner, der ihr wegen der letzten falschen Nachricht noch zürnte, zu versöhnen. Aber Herr Exner bleibt noch genug verdienten Ruhmes. Und wer will von einem Mann, der doch lediglich einen Repräsentationsposten mit Anstand auszufüllen hat, verlangen, daß er erfahrene und segensreiche Hände habe? Genug, wenn sie nur rein sind ...

* * *

Welche Version ist die richtige?

Ernst *Schneider*, der Liebliche, veröffentlicht am 17. August eine pathetische Erklärung wegen seines Sohnes, dessen Schulden er fürder nicht zahlen wolle. Er beklagt, daß die Eltern nicht verhüten können, »daß Kinder durch Verkehr mit *stinkenden Juden* moralisch geschädigt werden«.

So heißt es im 'Deutschen Volksblatt'.

In der 'Deutschen Zeitung' steht statt dessen: »*Durch Verkehr mit Angehörigen der jüdischen Rasse*«.

Herr Schneider wird sich vor seinen Wählern zu rechtfertigen haben, ob er selbst der mildereren Textierung zugestimmt hat.

* * *

Kritik des Feuilletonteils der 'Neuen Freien Presse'

Am 13. d. M. brachte die 'Neue Freie Presse' ein Feuilleton »Die Hofrätin« von Friedr. Fürsten *Wrede* in Salzburg. Fürst Wrede hatte kurz zuvor die Arbeit dem 'Salzburger Tagblatt' gesandt und im Briefkasten der Redaktion die folgende Antwort erhalten: »Recht nett, aber für ein Tagesjournal doch zu unbedeutend.«

*

In der 'Neuen Freien Presse' vom 5. August bespricht ein Herr Bömly ein neuerschienenes Aphorismenbuch und gibt seiner Abneigung gegen die berufsmäßigen Aphoristen in den folgenden Sätzen Ausdruck: »Daß ich es nur gestehe, insbesondere unser lieben 'Fliegenden Blätter' haben in mir und wohl vielen andere solche bange Ahnungen in Bezug auf Prosasentenzen erzeugt; den ängstlich, wie wir in jeder neuen Nummer nach einem Oberländer suchen, suchen wir auch — nur in entgegengesetzter Absicht — nach derjenigen Kategorie von Beiträgen, die wegen ihrer *peinigenden* Wirkung auf den damit in Berührung Kommenden als »Splitter« bezeichnet werden. *Da ist ein Herr — doch nomina sunt odiosa, und der betreffende Namen schwebt mei-*

nen Lesern und Leserinnen schon auf der Zunge.« Schon am nächsten Tage nämlich. Denn am 6. August brachte die 'Neue Freie Presse' wieder eines jener Montag—Feuilletons von — Albert Roderich, die ihre peinigende Wirkung auf die damit in Berührung kommenden Leser und Leserinnen auch nicht verfehlen ...

* * *

Villa Bahr

Sie scheint noch nicht ausgebaut zu sein, da noch immer Animier—Feuilletons für Architekten, Dekorateure und Bauhandwerker erscheinen. Zahlreiche Professionisten sollen bereits erklärt haben, daß sie das ewige Feuilletonlesen satt haben und demnächst ihre Rechnung präsentieren werden. Indessen zwingt Herr Bahr die Leser des 'Neuen Wiener Tagblatt' zum Interesse für den fortschreitenden Bau, und sogar die Abonnenten des 'Pester Lloyd' sind dank der freundlichen Vermittlung des Herrn Hevesi über jede Phase der Entwicklung, die die Dinge in Ober—St.—Veit nehmen, genau unterrichtet. Herr Hevesi hat der »Villa Bahr« jüngst einen ganzen Artikel gewidmet, in dem er jedem Zimmer nachrühmt, daß es »sich kundgibt als was es ist«, und von einer »heiteren Symbolik der bezüglichen Gemütszustände« spricht. Von Herrn Bahr sagt Hevesi in dem ihm neuestens eigentümlichen Deutsch, er scheine jetzt nicht mehr abgeneigt, »die Saiten der *Gesetztheit* aufzuziehen«. Herr Hevesi, dieser Schäker, will damit jedenfalls andeuten, daß das innerste Wesen Bahrs voraussichtlich in den *Sesseln* seines Hauses zum Ausdruck gelangen werde. Er scheint die Verhältnisse in Ober—St.—Veit gründlich zu kennen, denn er plaudert gleich zu Beginn seines Feuilletons aus, »zu Häupten Bahrs stehe ein größeres Sommer— und Winterlandhaus: *das gehört dem Direktor Bukovics ...* « Damit den Leuten in Budapest aber vollends der Mund wässert, schildert Herr Hevesi nicht nur die Interieurs der Bahr'schen Villa, sondern ruft auch pathetisch aus: »*Bahr will sich ein Automobil anschaffen*«. Solch eine Nachricht pflegt sonst telegraphiert und nicht feuilletonistisch verwertet zu werden. Warum aber will sich Bahr ein Automobil anschaffen? Die Erklärung ist einfacher als das Deutsch, in dem sie Herr Hevesi vorbringt: Zu Bahrs Villa steigt eine schmale, ländliche Gartengasse hinan, »*in einspännerwidriger Steilheit*«. Es ist also alle Aussicht vorhanden, daß wir demnächst schon im 'Neuen Wiener Tagblatt' Feuilletons über die reine oder dionysische Schönheit der aus der Leesdorfer Fabrik hervorgegangenen Automobile lesen werden. Sonst fehlt Herrn Bahr nicht mehr allzuviel zu seinem Glück. »Der geniale Olbrich« ist mit seiner Arbeit fast fertig, und der Polykrates von Ober—St.—Veit kann bereits auf seines Daches Zinnen den Besuch des Herrn Hevesi empfangen und ihm zurufen: Gestehe im 'Fremdenblatt' und im 'Pester Lloyd', daß ich glücklich bin ...

* * *

»Der Vogel, dem — um den trivialen Vergleich weiterzuführen — das Schicksal heute, wie jener römische Konsul den heiligen Hühnern, die zwar, um weiter zu leben, der Sättigung bedurften, aber nicht fressen, d. h. das zum Sattwerden und Weiterleben Notwendige nicht tun wollten — nach modernster Ausdrucksweise — den Revolver auf die Brust setzt, ist ein Phönix. Eigentlich sollten wir sagen: der Phönix; weil diesem aber, sofern er das einzige Exem-

plar seiner Gattung sein soll, das Vermögen steter Selbstverjüngung eignen muß, was in unserem Fall erst noch, oder erst wieder, noch besser ausgedrückt: wieder einmal zu erweisen steht — nämlich der Phönix der sogenannten christlich—abendländischen Kultur, die einzigartig und bis jetzt nach Wesen und Formen die höchste aller Kulturen auf der Erde gewesen ist.«

Diese Wortfolge ist dem am 10. August erschienenen Leitartikel eines Blattes entnommen, das sich 'Deutsche Zeitung' nennt.

* * *

Die Strafe Bresci's ¹

»Das Urteil wird sicher auf *lebenslängliches* Zuchthaus, verschärft durch zehnjährige Einzelhaft, lauten ... *Sehr selten überstehen die Verbrecher diese Strafe.*« ('Neue Freie Presse', Abendblatt vom 8. August.)

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Herrn Polizeipräsidenten Habrda. Sie haben also wirklich Herrn Milan Obrenowitsch für seinen Wiener Aufenthalt einen Detektiv beigelegt? Das finde ich recht merkwürdig. Herr Obrenowitsch ist ein Privatmann, der erst dann eine Behörde zu interessieren hat, wenn er etwas anstellt. Oder ist der polizeiliche Schutz in diesem Falle den Personen zugedacht, die mit Milan in Berührung kommen? Dies wäre in der Ordnung. Wer aber schützt den Detektiv vor Milan? Vor drei Jahren war's ja dieselbe Geschichte. Auch damals hat es Herr Goluchowski durchzusetzen verstanden, daß Milan einen Detektiv bekam, der ihn sogar bis Karlsbad begleitete. Auch der Fürst Ferdinand von Bulgarien bekam — er ist immerhin ein »gekröntes Haupt« — einen »Vertrauten« zugesellt. Eines Tages, da die Kur der beiden Herrschaften vom Balkan beendet und die Abreise festgesetzt war, trafen einander die beiden Detektive beim Sprudel. »Was hast Du vom Ferdinand bekommen?« »Hundert Gulden. Und Du vom Milan?« »Nichts. FROH BIN ICH, DASS ER MICH NICHT ANGEPUCKT HAT!« — — Herr Präsident, schützen Sie Ihre Detektive, die oft Weib und Kind zu ernähren haben! Nein, dieser König ist von keinem Anarchisten bedroht. Selbst ein ernstgemeintes Attentat verfehlt seinen Zweck, wenn es schlagfertig mit einer noch ernster gemeinten Bitte um ein Darlehen beantwortet wird. Im äußersten Falle nimmt Herr Milan mit dem Dolch des Attentäters vorlieb ... Also keinen Detektiv mehr, wenn ich bitten darf!

Diplomat. Sie wünschen nähere Details über die wirtschaftliche Krise, die Serbien unter dem Regime Qjorgjevic—Petrovic beschieden war? Verschaffen Sie sich die Belgrader Blätter aus jener Zeit, die von der Verzweiflung, die sich der gesamten Handels— und Gewerbewelt Serbiens bemächtigt hatte, zu erzählen wissen. Einem Spezereienhändler, dessen Geschäft nicht mehr als 300 Francs wert ist und der bis dahin 105 Francs Steuer zahlte, wurde eine Steuer von 870 Francs vorgeschrieben. Nicht minder schlimm ging's den großen Firmen. So wurde den Firmen Messarovic und Pavlovic die bisherige Steuer von 10.000 Francs auf 79.669 Francs erhöht, P. J. Jovanovic von

1 Der Mörder des italienischen Königs Umberto I.

6500 Francs auf 50.977 Francs, Gyukanovic und Co. von 6600 Francs auf 42.000 Francs, Policerik und Co. von 6600 Francs auf 38.000 Francs, Tadic und Constantinovic von 2000 auf 25.000 Francs usw. Herr Petrovic, Milans Intimus, weigerte sich, den unheilvollen Erlaß zurückzuziehen. Die Zahl der falliten Firmen nahm täglich in erschreckender Weise zu, zahlreiche Geschäftsleute mußten ihre Läden sperren, und die allgemeine Teuerung im ganzen Lande war in rapider Zunahme begriffen. Am ärgsten freilich wurden, wie schon in Nr. 49 erwähnt, jene Handelsleute besteuert, die ihre Waren aus Österreich—Ungarn beziehen. Das war Herrn Goluchowski nicht unbekannt, der ja im Ersinnen von Subventionsmöglichkeiten für Milan immer ein gewisses Raffinement bewiesen hat.

Socius. Es war und ist nicht möglich, alle Schmockereien zu übersehen, die die chinesischen Wirren täglich in den Köpfen unserer Journalisten erzeugen. Wir haben es mit geborenen Strategen zu tun und gewahren staunend, wie selbst der kleinste Schmock den Marschallstab im Tornister führt. Aber auch sprachlichem Ungeschmack ist breiter Spielraum geboten, und wenn man das Deutsch prüft, in dem die Kriegsberichte unseres Intelligenzblattes abgefaßt sind, möchte man sich schier die Landkarte des gelben Reiches aus lauter gelben Flecken zusammengeflickt vorstellen. Dies soll keine Anspielung auf die freudige Meldung der 'Neuen Freien Presse' sein, daß in China auch Juden leben und zwar, wie sie in gewohnter Übertreibung hinzusetzt, solche, die »noch vor Christi Geburt aus Palästina ausgewandert sind« Die »6 Toten und 7 Verwundeten«, die die Engländer »verloren« haben, sind neuestens von »17 Gefangenen« abgelöst worden, »welche Hamilton am 2. August GEMACHT hat.« Wird aber durch die Telegramme das für feinere Sprachkunst empfindliche Ohr befriedigt, so sorgen die Leitartikel für's Gemüt. Welch ein Siegestaumel erfasste die 'Neue Freie Presse', als sie den Verlust eines österreichischen Marinesoldaten vor Taku gegen die jungtschechische Obstruktion ausspielen konnte! Sie rühmte den selbstlosen Heldenmut der Bemannung der Zenta und sagte: »Wie diese hundert Mann sind Millionen bereit, sich dem Feinde entgegenzuwerfen, WENN ES SEIN MUSS.« Sie haben ganz recht, wenn Sie mich auf diesen Satz besonders aufmerksam machen. Ich sehe ein, daß ich die Herren Bacher und Benedikt bisher gründlich verkannt habe. DIESEM enthusiastischen Ausdruck des echtsten, altösterreichischen Patriotismus gab ich mich gefangen. Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß eventuell in den ersten Reihen jener wurfbereiten Millionen die Herren Bacher und Benedikt zu finden sein werden, WENN ES SEIN MUSS. Und wer weiß, welcher der edelsten Menschlichkeit entspringenden, den Heroismus eines Mucius Scaevola weit in den Schatten stellenden Entschlüsse man sich von den Eigentümern der 'Neuen Freien Presse' noch zu versehen hat? Am Ende werfen sie auch die Millionen, die sie schon verdient haben, dem Feinde entgegen und lassen den Völkern des Vaterlandes den noch ausständigen Betrag des Zeitungsstempels zurück. Wenn es sein muß!

Tourist. Sie schreiben: »Ich lese im Morgenblatt der 'Neuen Freien Presse' vom 10. August in dem Bericht über die Reise des Eisenbahn—Gesangvereines folgenden Passus: 'Der Reisemarschall Herr Vymlatil hatte für einen prachtvollen Sonnenuntergang die nötigen Vorkehrungen getroffen, und das Ereignis trat denn auch in seiner ganzen Herrlichkeit um 7 Uhr 50 Minuten ein'. Da ich in den nächsten Tagen einen Gebirgsausflug unternehme, möchte ich Sie bitten, mir die genaue Adresse des Herrn Vymlatil mitzuteilen, damit ich mir bei ihm für 4 Uhr 7 Minuten früh einen schönen Sonnenaufgang bestellen kann.« Wenden Sie sich doch direkt an die Redaktion der 'Neuen Freien Presse'!

Neugieriger Leser. Ob die liberale Presse in ihrem Inseratenteile nicht nur »Gelegenheit macht«, sondern auch instande wäre, für schon vorhandene Gelegenheiten Reklame zu machen? Sicherlich. Das 'Extrablatt' z. B. brachte neulich die folgende nette Geschäftsanzeige:

»Die herzlichsten Glückwünsche zum Namensfeste der jungen Frau des Pensionats K.....r, 7. Bez., G.....gasse Nr. 23, sendet die Pensionatsvorsteherin samt den 20 Pensionärinnen.«

Im 'Extrablatt' waren natürlich die Namen und die besonders wichtige Adresse voll ausgeschrieben. Die saubere Geschäftsanzeige hätte eigentlich auch im politischen Teil stehen können. Denn das Pensionat, dessen junge Frau ihr Namensfest feiert, hat lange Zeit in der Parteiensprache als eine sogenannte »liberale Lasterhöhle« figurirt, die man den längst entdeckten christlichsozialen und deutschnationalen triumphierend an die Seite stellen konnte. Nun scheint sie seit der Gerichtsverhandlung, die dem liberalen Ortschaftsrath Pleban als dem Besitzer des Hauses einen Namen machte, wieder einmal der Reklame zu bedürfen. Und so mussten sich denn die 20 Pensionärinnen aufs Glückwünschen und Inserieren verlegen ...

Confuser Leser. In ihrem Abendblatt von Donnerstag, 16. August, bringt die 'Neue Freie Presse' eine Korrespondenz, die den Inhalt eines Pariser Briefes der 'Narodni Listy' mittheilt. In jenem Brief hieß es, der Abgeordnete Dr. Herold habe bei einem Bankett der Vertreter von ARMENONVILLE eine Rede gehalten. Dazu macht die Redaktion der 'Neuen Freien Presse' den höhnischen Zusatz: »Armenonville ist eine Ortschaft von wohlgezählten 200 Einwohnern.« Sonntag, 19. August, veröffentlicht dann die 'Neue Freie Presse' ein Schreiben aus Paris, worin es heißt: »Nicht genug daran, lassen sich jetzt die 'Narodni Listy' noch einen Bären aus Armenonville aufbinden. Der Pavillon d'Armenonville ist ein Café und Restaurant im Bois.« Und die 'Neue Freie Presse' merkt gar nicht, daß sie sich selbst den Bären aufgebunden hat.

Herrn W. Fred. Sie verlangten in Nr. 49 eine Richtigstellung der Behauptung, daß Sie vor Ihrer tatkräftigen Förderung des österreichischen Kunstgewerbes am Wasa—Gymnasium nichts taugen wollten. Ich tat Ihnen den Gefallen und nannte das Josephstädter Gymnasium als jene Stätte, an der Sie Ihr Studium nicht absolviert haben. Nun erfahre ich, daß ich auch mit meiner ursprünglichen Bemerkung Recht hatte und Ihnen hereingefallen bin. Ihr kategorisches: »Ich habe NIE das Wasa—Gymnasium besucht« war nämlich keine Berichtigung, sondern eine Bestätigung des von mir Gesagten; nur daß ich schonungsvoll andeuten wollte, Sie hätten SELTEN das Wasa—Gymnasium besucht. Inzwischen theilte man mir mit, daß Sie tatsächlich an dieser Anstalt durch mehrere Jahre das Schulgeld erlegt haben, jene kleine Summe, die Ihnen kurz darauf in Form einer staatlichen Subvention zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes von Herrn Hofrat Scala ersetzt wurde. Haben Sie also scherzhaft übertrieben oder mich angelogen? In jedem Fall gehören Sie nicht in die 'Fackel', sondern ins Klassenbuch. Setzen Sie sich!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Karl Kraus.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.

